

1909- 1928 Kindheit

Ich wurde am 31.Juli 1909, morgens um 2 Minuten vor 4 in Dagebüll geboren, und zwar im Schlafzimmer meiner Eltern, das an der Westseite unseres Hauses in der oberen Etage lag, und von dessen Fenstern man über den Deich auf die See und nach Föhr sehen konnte. Das weiße, geräumige Haus lag gegenüber dem kleinen Bahnhof und dem Bahnhofshotel, das heute noch existiert. Unser Haus war vor 1850 vom dänischen König erbaut, weil er bei seiner ersten Reise nach Föhr am 30.Juli 1843, Schwierigkeiten gehabt hatte, als er mit seinem Hof in Dagebüll übernachten mußte. In meiner Kindheit konnte ich daher meinen Spielkameraden erzählen, dass ich im Sommerschloß des Königs geboren sei. Das Haus stand noch, als wir nach dem Kriege nach Föhr zurückkamen, wurde aber in den 60er Jahren abgerissen. In unserm Haus befand sich auch die Post, der mein Vater, der Postbeamter war, vorstand.

Mein Vater war damals 28 Jahre alt, groß und gut aussehend, und trug im Dienst eine Litewka, eine Uniformjacke mit hohem, steifem Kragen. Meine Mutter war ein Jahr jünger, und war schon in meiner Kindheit, was sie mein ganzes Leben hindurch verblieben ist, der Mensch, der mir näher stand als alle anderen, der mir Güte, Stärke und Mut verkörperte. Ich war das vierte Kind meiner Eltern. Mein Bruder Paul Nickels war 1903 geboren, mein Bruder Friedrich, ein Jahr später geboren, war im Alter von 3 Jahren an Masern gestorben, und meine Schwester Käthe, 1906 geboren. Da meine Eltern nach mir noch 2 Söhne und eine Tochter bekamen, war ich in der Mitte des Geschwisterkreises. Es sei schon hier erwähnt, dass auch mein 1915 geborener Bruder Otto im Alter von 2 Jahren an Masern starb. Die allgemein als harmlose angesehene Kinderkrankheit Masern hat in unserer Familie oft einen tödlichen Verlauf gehabt, wie sie es ja auch bei den Indianern, den Eskimos und anderen Naturvölkern hat. Meine Nachkommen sollten immer daran denken, dass Masern in unserer Familie eine lebensgefährliche Krankheit sein kann.

Zu unserm Haushalt gehörte auch noch mein Kindermädchen, Katharina von Essen, Tochter eines Tagelöhners. In Schweden begegnete ich einige Male

Mitgliedern der schwedischen Familie von Essen, die in Schweden eine angesehene Adelsfamilie ist. Denen erzählte ich dann gerne, dass ich ein Kindermädchen gehabt hatte, das Katharina von Essen hieß. Als ich nach dem Kriege nach Föhr zurückkam, begegnete ich ihr wieder als Kellnerin im Nordfriesischen Gasthof in Wyk.

Früheste Erinnerungen: Erst als Erwachsener habe ich von meinen Eltern erfahren, dass mein frühestes Erinnerungsbild sich auf Weihnachten 1910 datieren lässt, also auf ein Alter von einem Jahr und 5 Monaten. Zu diesem Weihnachtsfest 1910 hatte mein Vater nämlich eine Kiste mit Apfelsinen gekauft, was damals noch ungewöhnlich war. Jahrzehntlang hatte ich das Bild von den goldenen Apfelsinen, die über den Teppich in unserm Wohnzimmer rollten, in meinem Kopf. Der Grund für die Stärke dieser Erinnerung ist sicher, dass es dann 12 Jahre dauerte, bis ich wieder eine Apfelsine sah. In der Kriegs- und Nachkriegszeit gab es ja keine Apfelsinen. Vielleicht wurde das Bild der rollenden Apfelsinen in den folgenden Hungerjahren ein Symbol der guten glücklichen Jahre vor 1914. Die andere Erinnerung geht zurück auf den 7. Oktober 1911, als ich meinem Vater zu seinem Geburtstag ein paar grüne Pantoffeln geben sollte. Ich stand vor seinem Bett und musste die Hände hoch nach oben strecken, um sie ihm geben zu können, der in seinem Bett lag. Hier beruht die langdauernde Erinnerung einfach darauf, dass mein Vater diese grünen Pantoffeln jahrzehntlang trug, und ich also immer wieder an mein Geschenk erinnert wurde.

Damals gab es in Dagebüll noch keine Mole, sondern nur eine lange hölzerne Landungsbrücke, auf der und unter der wir Kinder spielten, immer etwas mit dem Gefühl von Gefahr und Endlosigkeit. Ein anderes großes Erlebnis war täglich die blankgeputzte Kleinbahn Niebüll- Dagebüll, die uns die Post und beinahe täglich Besucher brachte. Der Lokomotivführer Petersen und der Schaffner, beide in Uniformen, waren natürlich meine Vorbilder. Sie waren das, was ich einmal werden wollte. Uns gegenüber lag das Bahnhofshotel, das einer Frau Thomassen aus Eiderstedt gehörte. Sie hatte keine Familie und war immer freundlich und nett zu uns Kindern. Aber einmal geschah ein Unglück. An der Westseite ihres Hotels stand ein hoher, schmaler Automat für

Süßigkeiten. Mein Bruder Paul zog einmal so heftig an dem Handgriff des Automaten, das er auf ihn stürzte und einen Knochen an seinem Kopf, das Jochbein oder das Nasenbein brach. Er selbst oder sonst jemand muß mir nach dem Unglück erzählt haben. man habe ihm ein Hühnerbein an der Bruchstelle eingesetzt. Jedenfalls habe ich in meiner Schulzeit meinen Kameraden versichert, ich hätte einen Bruder, der ein Hühnerbein am Schädel hätte.

Hinter dem Bahnhofshotel, direkt an der Deichpforte lag Bendixens Nordfriesischer Gasthof. Direkt neben uns an der südlichen Seite der Deichpforte lag damals schon, wie heute noch, das große Strandhotel. Im Strandhotel gab es in diesen Jahren so gut wie keine Gäste außer einem. Das war ein langer, magerer Engländer, der nach Meinung der Dagebüller einen Spleen hatte. Spleenige Engländer waren damals ein fester Begriff in der Vorstellung der Deutschen von den Engländern. Erst viel später, als ich von Plänen der Kaiserlichen Marine las, die erwog in Dagebüll einen Marinestützpunkt anzulegen, erinnerte ich mich an den einsamen Engländer im Strandhotel. Es dürfte ziemlich sicher sein, dass er damals nicht aus Liebe zu Dagebüll, sondern im Auftrag der britischen Navy jahrelang im Strandhotel wohnte.

Einer der großen Marschbauern, mit dem meine Eltern befreundet waren, war Herne Jensen. Ich war einmal mit meinen Eltern auf seinem großen Hof, dessen alte friesische Wohnkultur berühmt war. Es wurde erzählt, sogar der Kaiser solle bei ihm gewohnt haben. Später habe ich einmal in einer Zeitschrift ein Bild seiner berühmten Sammlung von Gläsern und Porzellan gesehen. Leider ist der Hof und das Vermögen der Familie in den folgenden Generationen verloren gegangen.

Was Dagebüll von den anderen Wohnorten meiner Eltern unterschied, war, dass ich nirgendwo, auch auf Föhr nicht, soviel Föhring (Ferring) gehört habe, wie in unserm Haus in Dagebüll. Für unsere vielen Verwandte, Freunde und Bekannten von Föhr war es natürlich, dass sie meine Eltern besuchten und bei uns warteten, bis das nächste Schiff fuhr. Ich saß meistens auf einem kleinen Kasten neben dem Sofa, wo man mich nicht merkte, und hörte dem Gespräch der Erwachsenen zu. Meine Vorliebe für die Föhringer Sprache und das

Interesse an dem Schicksal einzelner Föhringer ist wohl schon damals angefangen. Besonders erinnere ich mich an den Kapitän Bandix Tadsen und seine Frau Ottilie, eine Cousine meines Vaters. Diese Gespräche, von denen ich gewiß nur einen kleinen Teil verstand, waren für mich ein Fenster, durch das ich in die ganze Welt sah. Auch Kapitän Jürgens, Hafenskapitän in Hamburg, dessen Frau Jika die Cousine und beste Freundin meiner Mutter war, war einer meiner Favorit Erzähler, ohne dass er etwas davon wußte.

Am 20. August 1912 wurde meine Schwester Hilde in Dagebüll geboren. Im folgenden Jahr 1913 verließen meine Eltern Dagebüll und zogen nach Erfde. Die Versetzung an das bedeutend größere Postamt bedeutete eine Beförderung meines Vaters. Es war immer der Wunsch meines Vaters gewesen, das Postamt in Wyk übernehmen zu können. Es ist ihm auch 1 oder 2 Mal angeboten worden. Aber damals gab es in Wyk noch kein Gymnasium und so wählte er 1913 Erfde und 1917 Kiel, um uns Kindern die Möglichkeit zu geben, ein Gymnasium zu besuchen, das Abitur zu machen und zu studieren.

Erfde

Wir waren also nur 4 Jahre in Erfde. Aber die fielen in eine für meine Entwicklung wichtige Periode. In Erfde kam ich in die Schule und in Erfde erlebte ich den Beginn des Krieges und die ersten Kriegsjahre. Unser Haus in Erfde war viel größer als unser Haus in Dagebüll. Es war ein roter Backsteinsbau mit 2 Etagen und hohen Fenstern und hohen Zimmern, das Standardgebäude für preußische Behörden der Kaiserzeit. Es stand noch unverändert, als ich vor einigen Jahren Erfde besuchte. Hinter dem Haus lag ein kleiner Hof und hinter dem ein kleiner Stall mit Waschküche und Toilette. Das Haus lag mitten im Dorf gegenüber der Kirche und neben Eckmanns Gastwirtschaft. Unser Nachbar auf der anderen Seite war der Amtsvorsteher Hansen, in dessen Haus ich oft und gerne war. Er hatte 2 Söhne, von denen der eine Friedrich hieß und mein guter Freund war, obwohl er in meinen Augen schon erwachsen war. Er und sein Bruder waren Primaner oder Studenten. Friedrich Hansen hatte viele Bücher, die ich mir ansehen und lesen durfte. Uns

gegenüber wohnte der Taucher Dehn, dessen Taucheranzug einen unheimlichen Eindruck auf mich machte, als ich ihn einmal sehen durfte. Dehns hatten ein Dienstmädchen, das mit Bettlaken als Gespenst auf dem nebenan liegenden Kirchhof einige Dorfbewohner, und besonders mich, in Schrecken versetzte.

In der Schule war meine erste und einzige Lehrerin ein Fräulein Burmeister. Damals wurden die Schüler in den untersten Klassen nach ihren Leistungen platziert. Ich hatte immer den ersten Platz und saß also ganz vorne. Aber einmal als ich beim Rechnen antwortete, dass $7 \times 8 = 54$ sei, wurde ich auf den 2. Platz versetzt. Ich weinte so furchtbar über diese Herabwürdigung, dass Fräulein Burmeister mir schnell ein paar andere Fragen gab, die ich beantworten konnte, so dass ich meinen ersten Platz zurückerhielt.

Zuhause hatten wir ein dickes, schwarzes Schulbuch meiner Eltern oder Großeltern, mit vielen Bildern, die ich immer wieder studierte, bevor ich lesen konnte. U. a. war darin ein Bild, das den Auszug der deutschen Truppen in den Krieg 1870/ 71 darstellte. Am Straßenrand standen Frauen und weinten. Am 1. August 1914 saß ich auf der Fensterbank in unserm Haus und sah auf die Straße, auf der Soldaten mit ihren Mädchen gingen. Ich wunderte mich, dass niemand weinte und dass alle glücklich aussahen. Am Tage vorher, an meinem Geburtstag, waren wir von Föhr zurückgekommen und überall, auf dem Schiff, im Zug, bei allen Gesprächen, bekam ich ein Bild der Menschen, das sich in meinem Kopf festgehalten hat, dass sie sich erhoben, befreit, ja stolz und glücklich fühlten.

Sonst habe ich nur wenige und schwache Erinnerungen an den Krieg aus meiner Zeit in Erfde. Einmal kam Luise, die Tochter des Nachbarn und Gastwirts Eckmann, die gleichaltrig mit mir war, und wollte mein Matrosenkostüm, den sogenannten „Kieler Anzug“ leihen, für irgendeinen vaterländischen Abend, bei dem sie mitmachen sollte. Sie sah in meinem „Kieler Anzug“ sehr hübsch aus, und ich betrachtete sie seitdem als meine Freundin. Vor kurzem (1987) traf ich den jungen Historiker Jessen-Klingenberg, wobei er mir Grüße von ihr bestellte. Sie ist seine Großmutter.

Jede Familie hatte eine Karte, auf der der Verlauf der Front täglich nach den Meldungen der OHL mit kleinen Fähnchen markiert wurde. Wenn eine Festung oder Stadt erobert wurde, wurde die schwarz- weiß- rote Fahne gehißt. Die ersten Jahre waren diese Flaggentage jedes Mal ein großes Ereignis, aber sie wurden immer weniger. Und ich erinnere mich, dass nach einer langen flaggenlosen Pause wieder einmal geflaggt wurde, und dass ich meinen Vater fragte, was der Grund sei. Er antwortete: Der „Fall von Libau“. Das muß 1917 oder 1918 gewesen sein, aber weder bei uns noch bei anderen gab es länger eine Siegesstimmung wie in den ersten Jahren.

Am nächsten kam zu uns in Erfde der Krieg in Gestalt des russischen Kriegsgefangenen Banko, der uns im Hause und in der Post half. Er war ein sympathischer und kluger Hausgenosse, den wir alle gerne mochten. Besonders mein großer Bruder Paul schloss sich an ihn an und brachte ihm Deutsch und Französisch bei, wogegen Banko ihm Russisch beibrachte. Er war Setzer in einer Moskauer Buchdruckerei. Als die Februarrevolution 1917 ausbrach und das Wort „Bolschewiken“ zum ersten Mal in einer Zeitung stand, fragte Paul ihn, was das Wort bedeutete, worauf Janko antwortete „Bolschewik! Gut“. Ich fürchte, dass Pauls frühe Freundschaft mit diesem Russen zu seinem späteren Interesse für Russland und den Kommunismus beigetragen hat. Banko wohnte in einem Kriegsgefangenenlager im Moor bei Christiansholm, wovon besonders 1917 mehrere Male Gefangene flohen, was jedesmal im Dorf Spannung und Aufregung verursachte. Es kamen auch immer öfter Nachrichten, dass junge Männer, die wir kannten, gefallen waren. So fielen die beiden Söhne Pastor Trautmanns, den ich ja kannte. Auch der eine Sohn des Amtsvorstehers Hansen fiel. Was das bedeutete, verstand ich nicht. Paul mußte mit seiner Schulklasse zur Erntehilfe. Auch das Essen wurde immer schlechter. Für mich bedeutete das nicht soviel, weil ich jeden Sommer bei meinen Verwandten auf Föhr war, wo es keinen Mangel an Lebensmittel gab. Es war ja verboten zu hamstern. Wenn man in Wyk an Bord des Schiffes ging, wurde man auf Hamsterwaren kontrolliert. Als ich einmal an der Hand meiner Mutter an Bord ging, wußte ich, dass sie unter ihrem weiten Rock einen Schinken trug, der uns dann durch den Winter half.

Die Familie im Krieg

Mein Vater wurde nicht Soldat, weil er Militärintalide war. Er war Gardekürassier gewesen und bei einer Parade auf dem Tempelhofer Feld vor dem Kaiser vom Pferd gestürzt und einen komplizierten Beinbruch gehabt, er behielt bis ins Alter ein Ulcus cruris. Nach der Erzählung unserer Mutter war er beim Trab der Parade auf dem Pferd eingeschlafen und deshalb vor dem Kaiser gestürzt. Dieses beschämende Unglück hatte ihm erst die Beamtenstellung eingebracht und jetzt vom Kriegsdienst befreit. Sein älterer Bruder Jan Paul war Farmer in Willows in Californien, sein jüngerer Bruder, mein Onkel Peter, kam an die Ostfront und war den längsten Teil des Krieges in Polen stationiert, wovon er eine große Vorliebe für die Polen, insbesondere die Polinnen mit nach Hause brachte, was der Familie natürlich unverständlich war. Wenn er später von seiner Kriegszeit erzählte, waren es immer nur humoristische Ereignisse, so dass ich den Eindruck bekam, er habe es den ganzen Krieg hindurch in Polen sehr gut gehabt. Der Bruder meiner Mutter, mein Onkel Willy, lag bei Kriegsausbruch 1914 mit seinem Schiff, auf dem er Steuermann war, im Hafen von Wladiwostok. Er kam als Zivilgefangener nach Sibirien in Gefangenschaft. Seine Jahre in Sibirien und seine abenteuerlichen 3 Fluchtversuche, von denen der letzte glückte, hat er in seiner Selbstbiographie geschildert. Sein jüngerer Bruder John war von einer Krankheit unserer Familie, der Ablatio Retinae, mehrfach getroffen worden. Er war auf dem einen Auge ganz blind und hatte auf dem anderen nur ein schwaches Sehvermögen. Auch ihn rettete also eine Krankheit vor dem Kriegsdienst. Mein Onkel Nickels aus Goting war schon etwas älter und wurde als Landsturmmann zur Inselwache nach Sylt kommandiert, wo er den ganzen Krieg hindurch blieb. Da ich bei meinen Föhrbesuchen meistens auf seinem Hof bei meiner Tante Friederike wohnte, sah ich ihn dort, wenn er auf Urlaub nach Hause kam. Er war immer ein sehr schweigsamer Mann, aber als Kind hatte ich das unbestimmte Gefühl,

dass er der einzige in der Familie war, der nicht an den Sieg Deutschlands glaubte.

Kiel

Im April 1917 zogen wir von Erfde nach Kiel. Mein Vater war nach Kiel versetzt worden, und ich kam von der Dorfschule in Erfde in die Oktava des Königlichen Humanistischen Gymnasiums in Kiel, der alten Kieler Gelehrtenschule. Meine Eltern wußten, dass dieser Umzug ein gefährlicher Schritt war. Auf dem Lande, in Erfde, war das Leben auch schwieriger geworden, aber man brauchte nicht zu hungern. Aber in Kiel und den großen Städten war 1917 das erste schwere Hungerjahr. Sie haben diesen Beschluß sicher nur gefaßt, weil sie uns Kindern die Ausbildungsmöglichkeiten der höheren Schulen und der Universität geben wollten. Paul und ich kamen also ins Gymnasium am kleinen Kiel und Käthe in das Lyzeum II in der Harmsstrasse. Ich bekam die schwarze Schülmütze der Oktava und Paul die viel schönere grüne Mütze der Obertertia.

Unsere erste Wohnung lag in einem großen, erst 1912 gebauten Mietshaus am Hohenstufenring 37, Ecke Hasseldieksdammer Weg. Das Haus und die im Erdgeschoß liegende Gastwirtschaft des Besitzers hatte den Namen Johannesburg, nach dem Besitzer, dem Gastwirt Johannes Delfs, der sein Geld nicht mit der Gastwirtschaft, sondern mit Viehhandel verdient hatte. Im Erdgeschoß war neben der Gastwirtschaft und der Wohnung des Besitzers auch noch ein kleines Büro, das an eine kleine Firma vermietet war, die Briefe für den Selbstunterricht in kaufmännischer Ausbildung verschickte. Das Haus hatte 4 Etagen und in jeder Etage 3 Wohnungen mit 3- 4 Zimmern. Unsere Wohnung sah nach Westen über Schrebergärten bis zum Haseldieksdammer Gehölz. Der Hohenstufenring war der Beginn einer geplanten Ringstrasse um ganz Kiel. Aber 1917 war nur der Teil von unserm Haus über den Hohenzollernring und Habsburgerring bis zum Wasserturm fertiggestellt. Es war eine breite Alleestrasse mit 2 breiten Fahrbahnen, die von einer Lindenallee und einem Reitweg getrennt wurden. Diese mächtige Straßenanlage hatte kaum irgendwelchen Verkehr, weil sie am Hasseldieksdammer Weg aufhörte.

Auf dem Hasseldieksdammer Weg fuhr die Linie 7 der Straßenbahn nach Hasseldieksdamm, und die Haltestelle war bei unserem Haus, so dass wir leicht ins Stadtzentrum kommen konnten. Obwohl die Straßenbahn damals nur 10 Pfennige für Erwachsene und 5 für Kinder kostete, benutzten wir sie sehr selten, um das Fahrgeld zu sparen. Am ganzen Hohenstaufenring gab es nur 2 Häuser, am Nordende die Nummer 1 und am Südende die Nummer 37, unser Haus. Es war unsere erste moderne Wohnung mit Badezimmer, WC, Gasherd und elektrischem Licht, und einer gemeinsamen gut eingerichteten Waschküche. Für meine Mutter wurde die Haushaltsarbeit viel leichter. Diese Erleichterung bedeutete aber wenig gegenüber den gewaltig gestiegenen Anforderungen an sie, der Familie das Notwendigste für den Haushalt zu beschaffen. Denn in Kiel hungerten wir. Jeder in der Familie bekam 3 Scheiben Schwarzbrot und eine Scheibe Weißbrot, Dazu kam das warme Mittagessen, das zum großen Teil aus Rüben und Kohl bestand. Jede Föhrreise bedeutete eine wichtige Verbesserung, die aber immer nur von kurzer Dauer war. Im Herbst des Jahres starb mein kleiner Bruder Otto, der 1915 geboren war, an den Masern. Auch mein Bruder Friedrich, der 1904 geboren war, war an Masern gestorben. Ich erinnere mich noch an die Beerdigung des kleinen Bruders auf dem Kirchhof Eichhof in Kiel und an die niederdrückende Stimmung der wenigen Trauergäste. Jahrelang haben wir das kleine Grab besucht und gepflegt. Aber als ich nach dem 2. Weltkrieg zum ersten Mal wieder nach Kiel kam, ging ich auf den Kirchhof und suchte nach dem Grab. Ich konnte es nicht finden, und meine Geschwister erzählten mir der ganze Teil des Kirchhofs sei im Kriege eingeebnet worden, um Platz für Massengräber bei den Bombenangriffen auf Kiel zu schaffen.

In der Schule hatte ich keine Probleme. Von den etwa 20 Mitschülern in der Oktava (1917) waren nur noch 3 - 4 übrig, als wir 1928 das Abitur machten. Das Gefühl drohenden Unheils, das über Kiel lag, und das bei mir durch den Tod meines Bruders und den Hunger verstärkt wurde, kam schon im Frühjahr 1918 zu einem ersten Ausbruch. In Kiel war es im Winter 1917/ 18 zu ersten Unruhen in der Flotte und auf den Werften gekommen. Das war wohl der Grund für einen Besuch des Kaisers in Kiel. Entlang dem Weg der Kaiserlichen Kortege durch

die Stadt waren die Schulkinder zu einem Spalier aufgestellt und sollten mit schwarz- weiß- roten Papierfähnchen winken und Hurra rufen. Unser Gymnasium und meine Klasse standen Spalier auf der Brücke über den Kleinen Kiel, und als der Kaiser vorbeifuhr, riefen wir mit Begeisterung Hurra. Aber hinter uns standen Passanten und Erwachsene aller Art. Darunter auch einige Arbeiterfrauen, die riefen: „Wir haben Hunger“, so dass der Kaiser es hören musste. Das Ende des Kaiserreichs nahm einige Monate später seinen Anfang, als Ende Oktober 1918 die Meutereien der Matrosen nicht mehr unterdrückt werden konnten, die gefangenen Meuterer befreit wurden. Am 3. November wurde in Kiel der erste Soldatenrat im noch bestehenden Kaiserreich gewählt. Von Kiel aus verbreitete sich die Revolution mit unglaublicher Schnelle über ganz Deutschland, bis der Kaiser in Berlin am 7. November abdankte und die Republik erklärt wurde. Ich war damals 9 Jahre alt und Sextaner. Aber einige Erinnerungen sind geblieben. In den ersten Novembertagen sah man immer Leute mit einem roten Band im Knopfloch. Auch meine Mutter wollte unserm Vater so ein rotes Band ins Knopfloch stecken, als er eines Morgens zur Arbeit ging. Ob er es wirklich trug, weiß ich nicht mehr. Aber ganz deutlich erinnere ich mich an die LKW mit Maschinengewehren und bewaffneten Matrosen. Es war nur kurze Zeit vorher, dass ich um ersten Mal in meinem Leben einen LKW gesehen hatte. Er fuhr auf dem Hasseldieksdammer Weg und mein Vater sagte mir, es sei einer von Hunderten, die der deutsche Hilfskreuzer Möwe mit einem amerikanischen Lastschiff erbeutet hatte. Im ersten Weltkrieg spielten also LKW, jedenfalls auf deutscher Seite, noch keine Rolle.

Auf die Arbeit meines Vaters bei der Post und auf meinen Schulgang hatte die Revolution keinen Einfluß. Ich glaube nicht, dass die Schule auch nur einen einzigen Tag ausfiel. Ich glaube auch sagen zu können, dass ich niemals einen Ausdruck der Erleichterung über das Kriegsende hörte. Überall hatte man das Gefühl eines großen Unglücks. So erinnere ich mich, dass unser Nachbar, Herr Mill, der wohl Verwaltungsbeamter bei der Marine war, zu meinem Vater sagte, wenn die Revolution nur einige Wochen verzögert worden wäre, so wäre sie zuerst in Frankreich und England ausgebrochen. Das war eine sehr verbreitete Vorstellung in Deutschland, dass nach der Oktoberrevolution in Rußland 1917

Revolutionen in Frankreich und England folgen würden, und dass der, der die allgemeine Tendenz zur Revolution am längsten aufhalten könne, den Krieg gewinnen würde. Leider kenne ich keine guten Werke über die Stärke dieser Tendenzen in Frankreich und England, aber ganz falsch war diese deutsche Hoffnung wohl nicht, jedenfalls nicht was Frankreich betrifft. Aber nun hatte Deutschland den Krieg verloren, und die Nachkriegszeit, die kaiserlose, die schreckliche Zeit begann. Das schlimmste für uns war, dass der Hunger nicht aufhörte, ja wenn möglich noch schlimmer wurde, auf Grund der Alliierten Hungerblockade, die die Einfuhr von Lebensmitteln verhinderte. Ich hatte indessen Glück. Die Quäker kamen als die ersten und einzigen um den hungernden Kindern zu helfen. Bei der ärztlichen Untersuchung meiner Klasse, zeigte sich, dass ich magerer war als alle anderen Jungen, und ich durfte daher an der Quäkerspeisung teilnehmen. Diese bestand darin, dass wir in der 11 Uhr-Pause im Keller der Schule ein großes Brötchen ohne Butter und ohne Aufstrich zusammen mit einem kleinen Glas Milch bekamen. Ich weiß noch, wie wunderbar, das Weizenbrötchen schmeckte. Meine Dankbarkeit und mein Respekt vor den Quäkern hat sich bis heute gehalten. Sie ist eigentlich die einzige der christlichen Sekten, für die ich gerne etwas tun würde. Später erfuhr ich dann, dass diese Quäkeraktion nur gegen starken Widerstand in den Siegerländern durchgeführt werden konnte. Clemenceaus Doktrin, dass es 20 Millionen Deutsche zuviel gäbe, spielte auch nach dem Kriege noch eine Rolle, und muß zusammen mit dem Versailles Vertrag als eine der Wurzeln des späteren Nationalsozialismus angesehen werden.

Jedenfalls war es später leicht für die nationalsozialistische Propaganda uns davon zu überzeugen, dass die Hungerblockade für die, die gehungert hatten, nach dem Kriege dazu dienen sollte, das Ziel Clemenceaus zu verwirklichen. Der Friedensvertrag von Versailles, der Zwangsvertrag sollte dann für viele Jahre das Hauptthema für uns, die heranwachsende Jugend, werden. Jeder von uns mußte lernen, wieviel Länder, wieviel Menschen, wieviel Rohstoffe und Industrien Deutschland abtreten mußte. Als wir im Geschichtsunterricht die Völkerwanderung behandelten, sagte unser Geschichtslehrer, Professor Waschinsky, der aus Westpreußen stammte und ein bedeutender Historiker

war, dass die gesamte Völkerwanderung nicht soviel Menschen bewegt hätte, wie die 3,5 Millionen Deutsche, die nach 1918 aus den Provinzen Westpreußen, Posen und Oberschlesien und den baltischen Ländern vertrieben wurden. Dass dann nach 1945 nochmals 17 Millionen Deutsche aus dem Osten vertrieben wurden, hätte sich damals überhaupt niemand vorstellen können. An allem Bösem und Schrecklichem, was in Deutschland in den 20-er Jahren geschah, hatte der Schandvertrag von Versailles die Schuld. Wir mußten Texte aus dem Vertrag in der Schule auswendig lernen.

Es dauerte nicht lange, bis ich mit 2 Ereignissen konfrontiert wurde, die Kriegsfolgen waren und wohl die ersten politischen Ereignisse waren, an denen ich bewußt teilnahm. Beide Ereignisse waren ganz verschieden, fanden aber am gleichen Tag, dem 13. März 1920, statt. Das eine war die Abstimmung in der 2. Zone zwischen Deutschland und Dänemark, das andere war der Kapp-Putsch. Zur Abstimmung fuhren meine Eltern nach Föhr. Der Propagandakampf vorher war von einer unglaublichen Gehässigkeit und Gemeinheit gewesen. Der Streit ging mitten durch die Familien. Die Familie meiner Mutter, die aus Alkersum kam, das zu Osterland Föhr gehörte, war überwiegend deutsch gesinnt, während die Familie meines Vaters, die aus Borgsum und Goting, also von Westerland Föhr stammte, überwiegend dänisch gesinnt war. Einige Zeit vor der Wahl, hörte ich, wie meine Großmutter, die ja eine Arfsten in Alkersum war, weinend meiner Mutter erzählte, dass sie ja dänisch stimmen müßte, weil sie aus Toftum kam, dass sie es aber nicht wagte, weil mein Onkel Willy, ihr ältester Sohn und ein bekannter Kapitän bei der Hapag, ihr gedroht hatte, er würde sie nie wieder besuchen, wenn sie dänisch stimmte. Sie hat dann sicher deutsch gestimmt. Das kleine Dorf Goting, in dem mein Vater wählte, war eines der 2 Dörfer südlich der heutigen Grenze, die 1920 eine dänische Mehrheit hatten. Am Tage nach der Abstimmung rief unsere Mutter uns ältere Kinder zu sich und sagte: „Es ist etwas Furchtbares passiert. Papa hat dänisch gestimmt, aber ihr dürft es niemandem sagen.“ Denn dann würde er seine Beamtenstellung verlieren.“

Auch der Kapp- Putsch drang in unsere Familie ein. Mein Bruder Paul, 16 Jahre alt, hatte sich mit seinen Mitschülern als Freiwilliger bei dem Freikorps der

Putschisten gemeldet, und weil er ein Fahrrad hatte, sollte er als Ordonnanz Meldungen überbringen. Unsere Eltern waren am Sonntag gerade von Föhr zurückgekommen, als Paul mit einem Stahlhelm auf dem Kopf nach Hause kam, um etwas zu essen. Meine Mutter riß ihm den Stahlhelm vom Kopf und warf ihn auf die Straße, gab Paul links und rechts ein Ohrfeige und sagte „Du bleibst zu Hause“. Die Meldung, die Paul den Aufrührern, die in der Marineakademie von den Arbeitern belagert wurden überbringen sollte, hat sie nie erreicht. Wenn ich jetzt an den Beginn der 20- er Jahre zurückdenke, so glaube ich, dass die Ursachen für den Untergang der Weimarer Republik schon damals deutlich waren. Wir alle, Kinder wie Erwachsene, dachten immer nur an die Vorkriegszeit, in der alles gut, sicher und gerecht war. Noch für viele Jahre nach dem Krieg war „Vorkriegsqualität“ die höchste Qualitätsbezeichnung, die man einer Ware geben konnte. Es ist immer gefährlich für ein Volk, wenn es nur nach rückwärts in die Vergangenheit sieht, und nicht vorwärts in die Zukunft. Ungefähr zu dieser Zeit, 1920- 1921, machte ich meine erste große Reise. Ich war Pfadfinder geworden, was etwa den Boy Scouts anderer Länder entsprach. Die deutschen Pfadfinder waren offiziell unpolitisch, aber eine starke nationale Einstellung war selbstverständlich. Meine erste große Reise ging also mit Pfadfindern in ein Sommerlager nach Schwaben. Die ersten Berge und Burgen, die ich ja nur aus Büchern kannte, machten einen gewaltigen Eindruck auf mich. Wir machten Aufenthalte und übernachteten in Kassel und Stuttgart. In Kassel sahen wir den Herkules, und in Stuttgart wohnte ich bei einem älteren Professor und seiner Frau, die sehr nett zu mir waren, und mir Stuttgart so zeigten, dass ich die Stadt seitdem immer gerne gemocht habe. München dagegen machte uns Angst. Als einer von uns den Reiseleiter fragte, ob wir auch noch München sehen könnten, antwortete er, München sei rot und viel zu gefährlich. Es muß also wohl kurz nach der Münchener Räterepublik gewesen sein. Unser Lager lag in Feldstetten, einem riesigen Barackenlager aus der Kriegszeit. Es lag nicht weit von der Burg Hohenzollern, zu der wir heraufkletterten, und die wir mit Ehrfurcht besahen. Pfadfinder trugen einen grauen Schlapphut. dessen linke Seite hochgeklappt war und eine Kokarde trug. Es war der Hut der deutschen Kolonialsoldaten in Südwest-Afrika

In Kiel war ich auf Wunsch meiner Eltern Mitglied im Turn- und Sportverein (TSV) geworden und nahm zusammen mit meinem besten Schulfreund Hans-Wilhelm Weber 2- 3 mal wöchentlich an den Turnstunden teil. In diesen Turnstunden passierte etwas, was vielleicht eine entscheidende Bedeutung für meine folgende Entwicklung gehabt hat. Hans Wilhelm Weber war in allen Jahren mein bester Freund gewesen. Wir hatten den gleichen Schulweg. Auch im TSV waren wir anfangs immer zusammen, aber nach einiger Zeit schieden sich unsere Wege. Anfangs waren wir gleich gut im Turnen, aber nach einigen Monaten meldete er sich zu einem Wettkampf aller Kieler Sportvereine an und begann mächtig zu trainieren. Ich war schon vorher ein Allesleser gewesen, der zu jeder Zeit und überall las. Ich prahlte sogar damit, dass ich beim Radfahren Bücher auf der Steuerstange hatte und las. Auch zu den Turnstunden nahm ich Bücher mit und benutzte jede Gelegenheit, um mich in eine Ecke zurückzuziehen und zu lesen. Ja, es kam vor, dass ich die Turnstunde schwänzte und im nahe gelegenen Schützenpark auf einer Bank saß und las. Ich hatte immer wieder versucht, ihn für meine Bücher zu interessieren. Sein Training für die Kieler Stadtmeisterschaften war der Anfang seiner Sportskarriere, die ihn zu einigen Meisterschaften führte, aber mich völlig vom Sport abwandte, so dass sich unsere Wege trennten, was ich in meinem Alter manchmal bedauert habe. Aber von da an bis heute hat meine Lust am Lesen andere Neigungen übertroffen.

In diesen Jahren, als wir in der 3 1/2 Zimmerwohnung wohnten, teilte ich das Mädchenzimmer mit meinem Bruder Paul. Mein Bett stand direkt unter dem Fenster, so dass ich bei klarem Himmel die Sterne sehen konnte. Das führte zu einer Periode großen Interesses für die Astronomie, verstärkt durch die vielen Bücher, die Paul darüber hatte. Er las nicht nur, sondern machte auch eigene astronomische Beobachtungen. Wenn ich im Bett lag und einen großen, hellen Stern sah, der nach Paul Sirius hieß, so stellte ich mir vor, dass dort ein genaues Spiegelbild der Erde und der Menschen sei, nur einige Jahre nach uns im Zeitablauf, und dass ich dorthin käme und den dortigen Menschen ihre Zukunft voraussagen könnte. Ich würde dann meinen Eltern sagen, dass sie nur Geld leihen sollten und Land, Gold und Waren kaufen sollten. Ich war dann

Joseph, der den Pharao vor den 7 Hungerjahren warnte. Der Grund für dieses Science-fiction Spiel war natürlich die Inflation, die damals unser tägliches Leben völlig beherrschte. Es kam vor, dass mein Vater sein Monatsgehalt in einem Wäschekorb nach Hause bringen mußte. Einmal bekam mein Vater von seinem Bruder Jan Paul in Amerika einen Brief mit einem 5 oder 10 \$-Schein. Ich weiß noch, welche Reichtümer wir für diesen Schein kaufen konnten. Wir Kinder bekamen alle neue Kleider und ich dazu noch einen Hockeyschläger, der mir eine starke Stellung in unserer Hockeymannschaft gab und mich, bis ich erwachsen wurde, an die Inflation und den Wert des Dollars erinnerte. In unserm Haus wohnte ein Herr Wagner, den wir immer als den reichsten Mann des Hauses angesehen hatten. Er war der Direktor einer bekannten Margarinefabrik, die in der Inflation Konkurs machte. Er bot meinem Vater eine Silberkiste mit Bestecken für 12 Personen an, die mein Vater mit seinem Beamtengehalt kaufen konnte und die dann bis zum Tode meiner Eltern unser wertvollster Familienbesitz war. Ein benachbartes, großes und modernes Mietshaus wurde von einem Dänen für ein paar 100 Kronen gekauft, wie überhaupt die Dänen damals viele Häuser in Kiel kauften. Ihre schon vorher geringe Beliebtheit als Kriegsgewinner wurde dadurch noch geringer.

Schon in einem unserer ersten Jahre in Kiel schickten meine Eltern mich in den Kindergottesdienst. Wir gehörten zur Vicelingemeinde, deren Kirche in der Harmsstrasse lag. Pastor Schröder leitete auch den Kindergottesdienst und hat damals viel für mich bedeutet; u. a. gab er mir meine erste bezahlte Arbeit. Ich sollte das Gemeindeblatt einmal im Monat in einem Teil der Gemeinde, dem ärmsten, austragen und bekam dafür einen kleinen Lohn. Ich habe nie vergessen, wie einige der älteren Frauen, die oft in sichtbarer Not lebten, mich baten zu warten und mir dann 10 oder 20 Pfennige Trinkgeld gaben. Ich glaube, dass in diesem Kindergottesdienst bei Pastor Schröder sich zum ersten Mal meine Neigung zur Kritik und Gedankenspielerei regte. Ich muß Pastor Schröder oftmals in Verlegenheit gebracht haben. Als er einmal sagte, dass Gott unsichtbar, unfassbar, aber allwissend und allgegenwärtig sei, kam ich mit einer Frage, die wohl nicht von mir selbst, sondern von meinem großen Bruder stammte, wie man sicher sein könnte, dass die Welt von einem Gott, und nicht

von 10.000 kleinen Zwergen gesteuert würde, die unsichtbar, unfassbar, allwissend, allmächtig und allgegenwärtig seien. Aber noch Spaß als solche Fragen, machte es mir, die Zöpfe der Mädchen, die in der Reihe vor uns saßen, zusammenzubinden, und das Ergebnis zu beobachten, wenn sie aufstanden. Ein wichtiges Ereignis war die Aufführung eines Weihnachtsmärchens in der Kirche. Ich spielte den König, und die Königin war Luise Schröder, die Tochter des Pastors. Noch viele Jahre danach glaubte ich, dass ich sie einmal heiraten müsste, weil sie als meine Königin auf dem Thron neben mir gesessen hatte. Noch wichtiger war aber, dass diese erste Begegnung mit der Religion meine Entwicklung auf das stärkste beeinflusste, wobei ich in Phasen die verschiedensten Religionen durchlief. In einer katholischen Phase, ausgelöst durch das Buch von Kardinal Newman „The Grammar of Faith“, wollte ich sogar Mönch werden. Diese Periode kulminierte mit dem Lesen von Dostojewsky, wo bei den „Brüdern Karamasow“ Aljosha natürlich mein Ideal war. Damit sei meine religiöse Entwicklung über viele Jahre vorweggenommen. Ich kehre zurück zur ersten Hälfte der 20er Jahre.

Das Jahr 1923 brachte das Ende der Inflation, die Ruhrbesetzung und die Erschießung Schlageters und dazu noch den Hitlerputsch. Eine Billion Reichsmark wurde eine Rentenmark. Es gab auch eine Reichstagswahl und mit dieser Wahl begann mein Eintritt in das politische Leben. Meine Schulkameraden und ich wollten natürlich auch daran teilnehmen und gingen von dem Wahlbüro der einen Partei zur nächsten, um Wahlplakate und Wahlzettel zum Verteilen zu holen. Bei den meisten wurden wir abgewiesen, wohl weil wir zu jung waren. Aber in dem Büro einer kleinen, uns bis dahin unbekannten Partei bekamen wir, was wir wollten. Das war die Deutsch-Völkische Freiheitspartei. Das Flugblatt, das ich verteilte, war gegen den Dawes-Young-Plan gerichtet. Auf einer großen Mähmaschine saß ein Amerikaner mit jüdischem Aussehen und mähte Fabriken, Schlösser, Wälder und alles über dem Erdboden ab. Deutschland wurde vom amerikanisch-jüdischen Finanzkapitalismus kahl gemäht. Die deutsch-völkische Freiheitspartei war schon im Reichstag mit einigen wenigen Abgeordneten vertreten. Damals wusste ich noch nicht, dass der rechte Flügel dieser Partei,

die NSDAP, die Partei Hitlers war. Im November 1923 machte Hitler seinen Putsch in München, der misslang. Mein Bruder Paul studierte damals in München und konnte uns später einen Augenzeugenbericht geben. Einer meiner Schulkameraden, Kurt Schnoor, dessen Mutter aus Wyk war, kam an dem Tag nicht zur Schule. Er nahm sein Fahrrad und wollte nach München fahren, um am Putsch teilzunehmen. Er kam aber nur bis Neumünster, wo er hörte, dass der Putsch niedergeschlagen war, und kehrte also nach Kiel zurück. Hitler kam ins Gefängnis wurde aber schon Ende 1924 frei gelassen. Und das führte zu meiner ersten Begegnung mit ihm. Und das hing zusammen mit dem anderen Ereignis des Jahres der Ruhrbesetzung. Die Besetzung des Ruhrgebiets durch Frankreich (und die damit demonstrierte völlige Wehrlosigkeit Deutschlands) führte zur ersten Widerstandsbewegung gegen Frankreich. Einer dieser Freischärler hieß Schlageter. Er wurde von den Franzosen gefangen genommen und erschossen. Die dadurch in ganz Deutschland hervorgerufene Empörung, insbesondere in der Jugend, nutzte die Deutsch- Völkische Partei aus und bildete eine Jugendorganisation: den „Schlageterbund“. Als Wahlhelfer wurden meine Schulfreunde und ich zur Gründung in Kiel eingeladen und traten dem „Schlageterbund“ bei. Ich bekam ein kleines, ovales blaues Abzeichen mit einem Hakenkreuz, doch nicht das später so bekannte viereckige der NSDAP, sondern ein kreisförmiges. Nun hatte auch ich ein Abzeichen. In der Weimarer Republik war es eine Schande, wenn ein Jüngling kein Abzeichen trug, also keine Gesinnung, keine Weltanschauung hatte. Auch der radikalste politische Gegner war besser als der Feigling ohne Abzeichen und ohne Fahne. Ich war also stolz auf mein Abzeichen, war aber dann enttäuscht und beleidigt, als mein Onkel John zu Besuch kam, das Abzeichen sah und zu mir sagte: „Ach, bist du nun Mitglied des Schlageter- Bundes geworden?“ Onkel John war ein überzeugter Demokrat und wußte offenbar mehr von diesem Bund und der Partei, die dahinter stand. Onkel John war mein Pate und mein Lieblingsonkel und seinetwegen habe ich den Schlageterbund nach 2 Jahren verlassen. Aber vorher kam die Begegnung mit Hitler. Es muß 1925 gewesen sein, dass Hitler versuchte seine NSDAP von der Deutsch-völkischen Freiheitspartei zu trennen und die Ortsgruppen dieser

Partei für sich zu gewinnen. So kam er auch nach Kiel und hielt im Hinterzimmer einer kleinen Wirtschaft in der Flämischen Strasse seine erste Rede in Kiel. Außer uns 8- 10 jugendlichen Wahlhelfern waren vielleicht 40 Zuhörer da. In dem kleinen Zimmer schrie Hitler so laut, dass es unangenehm war. Als wir das Lokal verließen, sagte mein Freund Wolfgang Behnsen, der Stärkste in der Klasse und 1- 2 Jahre älter als ich: „Nein, wenn dieser Barbier von Czernowitz der Führer sein soll, der Deutschland retten soll, dann ist diese Partei nichts für uns.“ Er war derjenige, der mich zur Wahlhilfe bei dieser Partei mit genommen hatte und als er den Schlageterbund verließ folgte ich ihm. Aber am Tage vor dieser Veranstaltung machte ich ein für Kiel historisches Ereignis mit. Zusammen mit 10- 12 Jungens marschierte ich hinter einer Hakenkreuzfahne durch Kiels Hauptstraße, die Holstenstraße. Die Strasse war voll von Menschen. Wir wurden nicht angegriffen, aber von vielen ausgelacht. Nur wenige wußten 1925 was das Hakenkreuz bedeutete, und es gab ja so viele wunderliche Fahnen und Abzeichen. In den folgenden Jahren habe ich oft an den ersten Marsch unterm Hakenkreuz und die erste Hitlerversammlung denke müssen, wenn ich nach Erklärungen zum Entstehen des Nationalsozialismus suchte. Die Zuhörer waren entweder Jugendliche wie ich oder alt Männer. Normale erwachsene Männer im Alter von 30- 40 fehlten, sie fehlten in ganz Deutschland. Sie waren im Krieg gefallen. Der Nationalsozialismus entstand aus der Verbindung unreifer Jugend mit reaktionären Alten. In der Weimarer Republik fehlten die Jahrgänge, die den Staat aufbauen und tragen sollten. Auch der erste, wenig erfolgreiche Auftritt Hitlers in Kiel ist vermutlich in der Parteigeschichte vergessen worden. Denn schon sein nächster Auftritt war gewiß vor Tausenden. Die Zahl wuchs mit jedem Hitlerbesuch in unfaßbarer Weise und erreichte 1932 vor einer Reichstagswahl einen Höhepunkt, den ich nie vergessen habe. Am Tage vor dieser Hitlerversammlung sagte Professor Kessler in der Vorlesung zur Gynäkologie: „Meine Herren, ich glaube, Sie sind einig mit mir, wenn wir die Vorlesung morgen ausfallen lassen. Denn Sie und ich haben morgen Wichtigeres zu tun.“ 1932 war die preußische Regierung, deren Beamter der Professor war, noch sozialdemokratisch. Noch stärker wirkte der nächste

Hitlerbesuch in Kiel auf mich. Der kam einige Monate später, im Frühjahr 1933, nach der Machtergreifung. Ich ging zum Zeitpunkt von Hitlers Versammlung in der Nord-Ostseehalle durch die Holstenstrasse und war ganz allein. Ganz Kiel war gegangen, um Hitler zu hören oder jedenfalls zu sehen. Da dachte ich an meinen Marsch unter der Hakenkreuzfahne 6- 7 Jahre vorher durch die gleiche, menschenüberfüllte Holstenstraße, mit einer der vielen politischen Grüppchen, über die man 1925 noch lachen konnte.

1925 war auch das Jahr, in dem ich konfirmiert wurde. Statt der kurzen Hosen, trug ich nach der Konfirmation lange Hosen. Der feine blaue Anzug, den ich zur Konfirmation bekam, war dann für viele Jahre mein „guter Anzug“, der für Feierlichkeiten reserviert war. Vorher hatte meine Mutter meine Anzüge selbst genäht, meistens aus abgelegten Anzügen meines Vaters aus der Vorkriegszeit.

Aber auch geistig begann mit der Konfirmation ein neuer Abschnitt. Schon im Konfirmandenunterricht hatte ich Pastor Schröder mit meinen zweifelnden und provozierenden Fragen, wie schon im Kindergottesdienst, Kummer gemacht. Nach der Konfirmation wurden dann Religion und Philosophie wichtiger als Politik. Das führte zu anderen Schulfreundschaften als vorher. Von jetzt an waren es nicht mehr die sportlich Aktiven und körperlich Starken, die meine besten Freunde waren, sondern die mit denen ich Literatur und Philosophie diskutieren konnte. Als 12 oder 13- Jährige hatten wir auf einem besonders gelungenen Ausflug in den Wäldern am Westensee einen Indianerclub gegründet, kurz I. C. genannt. Nach der Konfirmation wurde dieser I. C. zu einem Philosophieclub, von den andern in der Klasse I. C.= Idioten- Club genannt.

Klassenkämpfe: In meinen Erinnerungen an die Revolutionszeit hatte ich etwas vergessen, das doch erwähnt werden sollte. Als Spiegelbild des Bürgerkriegs der Erwachsenen gab es Straßenschlachten zwischen den Jungen aus den bürgerlichen Strassen und den Jungen aus den Arbeiterstraßen. Sie konnten manchmal sehr heftig sein. So lag westlich vom Hohenstauenring hinter den Schrebergärten am Mühlenweg ein großer sozialer Wohnungsbau mit sog. Notwohnungen. 2 große mehrstöckige Gebäude waren an beiden Enden durch

eine hohe Mauer miteinander verbunden, so dass zwischen den Gebäuden und den beiden Mauern ein großer, mauerumringter Hof lag. Diese Festung wurde von uns Jungen aus der Umgebung tagelang belagert und schließlich gestürmt, obwohl die Erwachsenen in diesen Gebäuden sich nach unserer Ansicht unfair erwiesen und ihren Kindern halfen. In einer dieser Straßenschlachten kam ich mehr oder weniger durch Zufall auf die Gegenseite. Nicht weit von uns, etwas außerhalb der Stadt lag am Hasseldieksdammer Weg ein sog. Knabenhort, wo die Kinder der Volksschulen feste Spiel- und Sportstunden hatten, unter Aufsicht eines Lehrers. Einmal hatte unser Nachbar der Lehrer Doli, diese Aufsicht und seine Tochter Gudrun, meine Schwester Hilde und mich mitgenommen. Wir spielten mit den Jungen im Knabenhort. Auf dem Rückweg vom Knabenhort wurden die Jungen von den höheren Schülern, die am Hasseldieksdammer Weg wohnten, überfallen. Sie hatten sich mit Stöcken bewaffnet, in den Haustüren versteckt gehalten und stürzten nun auf die Strasse und versperrten den Knabenhorst- Jungen den Weg. Ich hatte an sich schon ihren Trupp verlassen und war auf dem Weg zu unserm Haus, als ich sah, was passierte. Die Jungen vom Knabenhorst waren schon auf dem Weg zurück, als ich sie aufhielt und mit einigen von ihnen in den naheliegenden Gärten Stöcke besorgte und sie damit bewaffnete. Die feindlichen Heere standen sich einige Zeit still gegenüber. Als sich die Gegenseite in Bewegung setzte, gab ich meiner Seite den Befehl zum Gegenangriff und lief mit erhobenen Stock gegen den Feind. Auf halbem Wege sah ich mich um, und entdeckte, dass keiner mir gefolgt war. Sie waren alle weggelaufen, und ich war allein und wurde vom feindlichen Heer überrannt. Das Erlebnis ist wohl in mein Unterbewußtsein gedrungen und spielte in meinen kommunistischen Jahren immer wieder eine Rolle. Eine Nachbarsfrau hatte den Verlauf von ihrem Fenster aus gesehen und meiner Mutter davon erzählt. Zu meinem Erstaunen machte meine Mutter mir keine Vorwürfe. Ich glaube sogar, sie war etwas stolz über ihren Sohn.

Kurz nach meiner Konfirmation zogen wir um vom Hohenstaufen- Ring im Westen in die Legienstraße im Zentrum, aus einer 3 1/2-Zimmerwohnung in eine 7- Zimmerwohnung. Sie hatte den Vorteil, dass sie nahe beim Gymnasium

lag. Mein vorher 40-Minuten langer Schulweg verkürzte sich auf 5 Minuten. Die Legienstraße hieß eigentlich Fährstrasse und war nach der Revolution auf den Gewerkschaftsführer Legien umgetauft worden, weil das Gewerkschaftshaus dort lag. Wir, wie die meisten Kieler, nannten sie aber immer noch die Fährstrasse. Unser Haus war das Eckhaus an der Ecke Wilhelminenstraße. Wir hatten die oberste Etage. Von unserm großen nach hinten belegenen Balkon sahen wir auf den Hof und die Rückseite des Polizeipräsidiums in der Blumenstrasse, das später für mich eine Rolle spielen sollte. Uns gegenüber lag das Gewerkschaftshaus, das Zentrum politischer Veranstaltungen und der größte Konzertsaal Kiels. Beides spielte bald eine Rolle für mich. Größere Bedeutung bekam für mich die Nähe zum Stadttheater, an dem ich bald als Statist mitwirkte und viele anregende und glückliche Abende verlebte. Damit verdiente ich zwar nicht viel Geld aber ich bekam Freikarten, was mir bei meinen Freunden und später meinen Freundinnen eine starke Stellung gab. Ich glaube ich habe Carmen mehr al 30 Mal gesehen oder dabei mitgespielt. Besonders während der jährlichen Kieler Woche gab es wunderbare Opernabende, die ich nie vergesse. Mussorgskis Boris Godunow machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Jeder Abend, an dem ich dabei sein konnte, war ein Genuss. Obwohl wir Statisten es nicht durften, sang ich bei den herrlichen Chören mit. Eine andere Lieblingsoper war Verdis Aida. Für viele Jahre war eine kurze Melodie aus Aida das Erkennungssignal für mich und meine Freunde. Wenn einer das vor dem Haus des anderen piff, mußte der herunterkommen. Von den Dramen denke ich am liebsten an Hebbels Judith. Wenn ich hungernd auf den Mauern Jerusalems lag, um die Stadt gegen Holofernes zu verteidigen, wusste ich nicht mehr, ob es Theater oder Wirklichkeit war. Vielleicht trug dazu bei, dass die norwegische Schauspielerin Leonore Schjelderup die Judith spielte, eine der besten Schauspielerinnen, die mir begegnet sind. Unter den Operetten war es der Bettelstudent, bei dem ich die Handlung miterlebte und die Melodien mitsang.

Nicht nur das Theater, auch der Film beschäftigte mich. Einmal in der Woche ging ich zu einer Vorlesung von Dozent Ausländer über den modernen Film in der Volkshochschule, das führte später dazu, dass ich als Unterprimaner

Filmkritiker der Norddeutschen Zeitung wurde. Es dürfte nur wenige Filme aus der 2. Hälfte der 20er Jahre geben, die ich nicht gesehen habe. Es kam vor, dass ich an einem Tag 3- 4 Filme sah. Auch hier war mein Entgelt die Pressekarte, die mir mit einem Begleiter freien Eintritt zu allen Kinos gab, und immer auf den besten Plätzen, was natürlich meine Stellung in der Schule und im Freundeskreis sehr verstärkte. Einmal glaubte ich eine Entdeckung gemacht zu haben. Es war der erste Film mit Greta Garbo. Er hieß „Das Argentinische Peitschenduell“. Der Held war Douglas Fairbanks, während Greta Garbo, damals noch kaum bekannt, nur nebenbei erwähnt wurde. Mir war bei diesem Film klar, dass mit Greta Garbo ein neues und höheres Niveau erreicht worden war. Ich schrieb eine begeisterte, ja lyrische Besprechung, die nur Greta Garbo behandelte. Ich hatte vorher keinen Film mit ihr gesehen und glaubte, sie entdeckt zu haben. Die Bewunderung für Greta Garbo, übrigens auch für den schwedischen Film, hat sicher etwas dazu beigetragen, dass ich 1935 Schweden als Ziel meiner Emigration wählte.

In den Jahren meiner Liebe zur russischen Literatur, Dostojewsky, Turgenjew, Tolstoi und zur russischen Musik, nahm ich auch an einem russischen Sprachkursus der Volkshochschule teil, doch nur mit geringem Erfolg.

Der Umgang meiner Eltern in Kiel bestand beinahe nur aus Föhrern und Nordfriesen. Der Ingenieur Markus Braren und seine Frau Gardine geb. Faltings aus Oldsum hatten 4 schöne, blonde Töchter: Lina, Dora, Marga und Erika. Einmal hörte ich aus einem Gespräch meiner Eltern heraus, dass sie hofften, ich könnte mich für Marga Braren interessieren. Ich mochte sie in der Tat sehr gerne leiden. Sie war nicht nur schön, sondern auch klug und sehr nett. Aber nach diesem Gespräch meiner Eltern mußte ich sie natürlich aus meinen Gedanken verdrängen. Eine andere Föhrer Familie, mit der wir viel verkehrten, war die Familie des Lehrers Julius Breckwold aus Alkersum und seiner Frau Bothilde, die aus Nordschleswig stammte, und eigentlich Bodil hieß. Es gab auch einen Nordfriesenverein in Kiel, an dessen Festen wir gerne teilnahmen. Schon damals fiel mir auf, dass sich jeder kleine Teil Nordfrieslands für sich hielt, die Föhrer, die Sylter, die Wiedinharder, die Mooringen saßen jeder an einem besonderen Tisch sprachen nur mit den eigenen Leuten. Der

Vorsitzende des Friesenvereins war ein Sylter Hans (?) Hansen, ein Finanzbeamter und unser Nachbar in unseren ersten Jahren in Kiel. Er hatte es nicht leicht im Krieg, weil seine Frau Engländerin war. Sie hieß Wally und musste im Krieg ihren Namen in Waldburg ändern. Obwohl ich zu klein war, um den politischen Gesprächen der Erwachsenen folgen zu können, meine ich, erinnern zu können, dass dieser Sylter damals schon so etwas wie ein nationaler Friese war, der gegen den Krieg und gegen den deutschen Nationalismus der anderen Nordfriesen in Kiel war. Ein anderer Sylter war der Direktor der Blindenanstalt Bundis, dessen Sohn Rinke Bundis einige Jahre mein Klassenkamerad war und jetzt wieder auf Sylt lebt. Auch der Konsul Diedrichsen, einer der reichsten Männer Kiels war Mitglied des Friesenvereins. Ich glaube, er kam von List. Ich selbst war als Schuljunge gar nicht an meiner friesischen Herkunft interessiert, sondern fühlte mich wie alle anderen als Deutscher. Ich muß aber wohl trotzdem manchmal als Friese aufgefallen sein. Denn in der Einjährigenzeitung, die meine Klasse beim Übergang in die Obersekunda herausgab und in der jeder Schüler einen Vers bekam, stand neben der Figur eines mageren Knäbleins mit dünnen Armen und Beinen, ein großes Holzschwert schwingend; „Das Friesenblut, das tapfere rollt, in Paulsens Adern rein wie Gold“. Ich weiß, dass ich mich damals von diesem Vers tief gekränkt fühlte. Es gelang mir nicht herauszufindenden, wer ihn geschrieben hatte. Wahrscheinlich war es Gustaf Möller, der später Pastor wurde, aber schon in der Schule um mein Seelenheil besorgt war.

Er war einer der besten in der Klasse. Ich widerstand seinen Versuchen, mich in den Christlichen Verein Junger Männer mitzunehmen, aber ich bin ich heute noch dankbar, dass er mich früh in das Konzert des größten, damals lebenden Pianisten, Walter Giesecking, mitnahm, und mir damit die Tür zum Genuß der klassischen Musik öffnete. Der Beste der Klasse war in meiner ganzen Schulzeit ohne Konkurrenz Otto Völkel, Sohn eines Arztes und Neffe Pastor Schröders. Er war immer und in jedem Fach der Beste. Merkwürdigerweise ist nichts Besonderes aus ihm geworden. Er studierte an der Technischen Hochschule und wurde Diplomingenieur. In den 50- er Jahren schrieb er einmal an mich und bat mich, ihm eine Stellung in Schweden zu beschaffen. Er war

seit langem arbeitslos. Später soll er doch noch einen annehmbaren Beruf gefunden haben. Der Vertrauensmann der Klasse war auch alle 12 Jahre hindurch der gleiche, nämlich Christian Degn, der Historiker wurde und Ordinarius für Geschichte an der Kieler Universität war. Sein Vater war Direktor der Howaldswerke und stammte aus Scherrebek in Nordschleswig, woher sein dänischer Name kam, der in Deutschland immer falsch ausgesprochen wurde, 4 meiner Schulkameraden sind im Kriege gefallen, Heinz Feuerstein und Hans Hansen, die einzigen Sozialdemokraten in unserer Klasse, sowie die Zwillingsbrüder Rothar und Winnimar von Weise, die aus einer Offiziersfamilie kamen und kaisertreue Monarchisten waren. Von denen, die später Nazis wurden, ist niemand gefallen. Am nächsten stand mir Czerlinsky, Sohn eines Richters. Sein jüngerer Bruder war mein Nachhilfeschüler. Seine Mutter, eine geborene Krey aus einem berühmten Ditmarschergeschlecht, war Vorsitzende des deutsch-nationalen Frauenverbandes, was bei meiner Verhaftung 1933 eine Rolle spielte. Czerlinsky teilte meine Interessen für Literatur, Philosophie und Politik. Wir waren zusammen am Theater und wurden zusammen Kommunisten. Wir studierten beide Medizin. Mitten im Studium verließ er die kommunistische Studentengruppe und wurde SA- Mann. Seit ich ihn mit Stiefeln und braunem Hemd in einer Vorlesung sah, habe ich nie wieder mit ihm gesprochen. In den Oberklassen hatten wir nur einen jüdischen Mitschüler. Das war Bernhard Behrens, dessen Vater das bekannte Kieler Möbelgeschäft Behrens hatte. Er war der erste in der Klasse, der zuhause ein Radio hatte. Er lud mich ein, ein Märchen im Radio zu hören. Es war für uns ein Wunder, dass Worte und Musik durch die Luft transportiert werden konnten. In den obersten Klassen waren er und sein bester Freund, Werner Krugmann, die Gigolos der Klasse. Elegant und modern gekleidet gingen die beiden in Tanzlokale, von denen wir anderen kaum zu träumen wagten. 1932 teilte Krugmann Behrens feierlich mit, er könne nicht länger sein Freund sein und werde in die SA eintreten. Wir hatten nur einen Arbeitersohn in der Klasse, Robert Westendorf, der auch zu meinem engsten Freundeskreis gehörte. Er studierte Theologie und wurde Pastor in Brasilien, in der deutschen Gemeinde in Blumenthal. Wir haben bis zu seinem Tod Kontakt miteinander gehalten.

Eine meiner Einnahmequellen waren Nachhilfestunden. Außer dem schon genannten Bruder Czerlinskys hatte ich mehrere Nachhilfeschüler, die erwähnt werden müssen. Einer war der jüngere Bruder meines Schulfreundes Rolf Aye. Der junge Aye war begabt und allmählich wurden aus unsern Lektionen Diskussionen über Religion und Philosophie. Besonders das Weiterleben nach dem Tode interessierte ihn, und ich bereue heute noch, dass ich ihm eine Reihe von Büchern zu diesem Thema lieh. Schlimmer noch, als er mein Schüler war, las ich gerade die phantastischen Bücher von Meyrinck „Golem“ u. a., die ich ihm lieh. Eines Morgens erhielt ich mit der Post einen Brief von ihm, in dem nur eine Zeile stand. „Ich tue es aus Neugier“. In der Nacht hatte er sich durch einen Sprung von der Holtenauer Hochbrücke das Leben genommen. Ein anderer meiner Schüler war der Sohn des Juweliers Breede in der Holstenstrasse, der zu mir kam, ohne dass ich wußte, dass er der Vetter meiner damaligen Freundin Wilmalouise Otto war. Von ihm bekam ich wertvolle Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, die mich in Verlegenheit brachten. Der einzige meiner Schüler, mit dem ich auch später Kontakt gehalten habe, war Wolfgang Gäthje. Er wurde auch Mediziner und folgte mir auch auf meinen politischen Wegen und Irrwegen.

Am interessantesten und wichtigsten für mich war nicht ein Schüler, sondern eine Schülerin, die 70- jährige Baronin von Mikulicz- Radetzky. Sie war die Witwe des bekannten Chirurgen und Schwiegermutter des Kieler Chirurgieprofessors Anschütz. Ich war in der Unterprima, als der Direktor des Gymnasiums, den ich nie als Lehrer gehabt hatte, mich in sein Büro bestellte. Er sagte mir, dass eine ältere Dame Lateinunterricht haben möchte und fragte, ob ich das wolle. Ich hatte schon immer gerne die Gesellschaft älterer Frauen gemocht, insbesondere auf Föhr, und nahm das Angebot dankbar an. Sie wohnte allein in einem schönen, geschmackvoll eingerichteten Haus am Lorenzendamm, nicht weit von meiner Schule und unserer Wohnung. Sie war eine intelligente, hochgebildete Frau, die aus einer bekannten österreichischen Adelsfamilie stammte, die zu einer Chirurgendynastie geworden war. Unsere Lateinstunden wurden im Laufe der 2 Jahre immer kürzer und unsere Unterhaltungen immer länger. Durch sie bekam ich ein Bild von der

Wissenschaft und Kulturwelt des alten Österreichs, das sich mir für immer eingepägt hat, so dass ich auch heute noch -trotz Karl Kraus- den Untergang der Habsburger Monarchie als ein Unglück für Europa ansehe. Am meisten bin ich ihr dankbar für den Rat, den sie mir gab, als wir vor meinem Abitur darüber sprachen, welche Universität ich wählen solle. Als sie heiratete, war ihr Mann Dozent für Chirurgie in Graz, und in Graz hatte sie ihre glücklichste Zeit verlebt. Zu dem Gespräch, über mein Studium hatte ich den deutschen Hochschulkalender für 1928 mitgebracht. Auf dem Umschlag war eine Karte, auf der alle deutschsprachigen Universitäten mit einem roten Punkt markiert waren. Als ich von Dorpat, Prag, Innsbruck und Bern sprach, legte sie ihren Finger auf Graz und sagte; „La Ville de Grace sur la bord de l'amour“. Das hatte einst Jerome, der Bruder Napoleons, gesagt, als er in Graz residierte. Graz liegt nämlich an der Mur. Diesen Worten konnte ich nicht widerstehen und beschloss, in Graz zu studieren.

Vor Weihnachten 1926 wurden wir in der Schule mit einer sensationellen Nachricht überrascht. Zu Ostern sollten 3- 4 Mädchen in unsere Klasse, die Oberprima, kommen. Es waren alle holsteinische Gräfinnen mit den feinsten Namen. Es hatte nie zuvor in der Jahrhunderte alten Kieler Gelehrtenschule Mädchen gegeben. Als ich das zu Hause erzählte, wurde mein Bruder Paul böse und sagte; Dann muß unsere Schwester Hilde auch aufgenommen werden. Hilde war 14 Jahre alt, und ging auf das Lyzeum, die höhere Mädchenschule. Sie wollte unseren Vorschlag aber nur annehmen, wenn sie ihre Freundin Gudrun Doli mitnehmen durfte. Wir meldeten sie also für die Obertertia an. Zwischen Weihnachten und Ostern brachten Paul und ich den beiden Mädchen 4 Jahre Latein und ein Jahr Griechisch bei. Sie bestanden die Aufnahmeprüfung und, während die Gräfinnen zu uns in die Oberprima kamen, kamen Hilde und Gudrun gleichzeitig in die Obertertia, was für beide den späteren Lebensweg bestimmte.

In unsere Klasse kam dann die Gräfin Lita Rantzau, die gut aussah, aber schon etwas älter war als wir. Sie machte nur mit Mühe das Abitur. Sie war dann eine von den 4 aus unserer Klasse, die Medizin studierten. Sie schlug uns andere aber schon nach dem 1. Semester völlig aus. Während wir uns mit unseren

Examina abmühten, um den Titel cand. med. zu bekommen, heiratete sie unseren Anatomie-Professor Benninghoff und wurde also schon nach einem Semester Professorin. Das 2. Mädchen war eine Gräfin von Platen- Rumohr. Sie war lang und mager, und bekam keinen richtigen Kontakt mit der Klasse.

Mein Abitur

Mein Abitur an der Kieler Gelehrtenschule sollte einen ungewöhnlichen, ja dramatischen Verlauf nehmen. Es fing damit an, dass unser Klassenlehrer, Dr. Schünke, uns nach den Weihnachtsferien im Januar unerwartet an einem Tag 6 lateinische und 6 griechische Vokabeln an die schwarze Tafel schrieb, und dazu bedeutungsvoll sagte, dass wir diese Vokabeln uns sehr gründlich merken sollten, sie könnten einmal für uns entscheidende Bedeutung bekommen. Aha, dachten wir: das Abitur. Nun hatte ich im letzten Jahr viel Zeit in der Universitätsbibliothek verbracht und wußte über die Bestände des Lesesaals einigermaßen Bescheid. So hatte ich zufälligerweise ein Nachschlagewerk für Altphilologen gesehen, in dem das Vorkommen lateinischer und griechischer Wörter in der antiken Literatur zusammengestellt war. In meinem Dachzimmer wurde eine geheime Klassenkonferenz abgehalten. Wir wußten, dass für das schriftliche Abitur folgende Regel galt: Das Gymnasium erhielt von der Schulbehörde 3 verschlossene Couverts. In jedem war ein möglicher Text für das schriftliche Abitur des Faches. Erst am Examenstag wurde eines der Couverts geöffnet und der Text zur Übersetzung den Abiturienten vorgelegt. Wir beschlossen, den Versuch zu machen, die 6 möglichen Texte herauszufinden. Die 12 Worte wurden auf die Klasse verteilt und von jedem eine Liste der Stellen angelegt, in denen es in der bekannten Literatur vorkam. Wenn 2 oder mehr Worte an der gleichen Stelle vorkamen, wurde diese Stelle als möglicher Examenstext angesehen und übersetzt. Die drei griechischen Texte konnten in Kiel beschafft werden und mit Hilfe meines Bruders Paul perfekt übersetzt werden. Mit dem Lateinischen war es schwieriger. Wir hatten die 3 Texte festgestellt, konnten aber den einen, die römische Rechtsgeschichte von Gajus, in Kiel nicht beschaffen. Erst am Tage vor dem

Examen bekamen wir ein Exemplar aus Leipzig und arbeiteten bis spät in die Nacht an der Übersetzung.

Das Ergebnis des schriftlichen Examens war ein noch nie dagewesenes. Alle, auch die schlechtesten Schüler bekamen eine 1 sowohl in Griechisch wie in Latein. Die Lehrer nahmen natürlich an, dass irgendeine Mogelei vorlag, konnten aber keine Erklärung finden. Einige Zeit nachher saß einer aus unserer Klasse, Hugo Hansen, im Cafe Rolfs am Schloßgarten mit seinen Freunden und prahlte mit unserm Coup. Am Nachbartisch saß ein Student, der es am Abend in seiner Verbindung weiter erzählte, wo einer unser jungen Lehrer es hörte. Er teilte unserm Direktor Harries mit, dass unsere Klasse die Examenstexte im Voraus gekannt hatte, konnte aber nicht sagen, wie das erreicht worden war. Das schriftliche Abitur wurde daraufhin für ungültig erklärt. Als unsere Eltern davon benachrichtigt wurden und von uns hörten, was wir getan hatten, wurde eine Elternversammlung einberufen, die dem Direktor erklärte, dass das Examen anerkannt werden müsse, da wir nur die Möglichkeiten ausgenutzt hatten, die uns die Schule gegeben hatte. Die Sache ging bis zum Ministerium, das entschied, dass das schriftliche Examen wiederholt werden müsse. Das Ergebnis dieses zweiten Examens war natürlich ein völlig anderes. Ich behielt meine guten Zensuren, während andere diesmal durchfielen, darunter verdientermaßen Hugo Hansen, der unser Geheimnis preisgegeben hatte. Während dies die ganze Klasse betraf, passierte noch etwas, was mich allein betraf. Meine besten Fächer waren immer Deutsch und Geschichte gewesen, in denen ich immer eine 1 oder eine 2 gehabt hatte. Jetzt im Abitur sollte ich plötzlich in beiden Fächern eine 5, also ungenügend, bekommen und damit das Abitur nicht bestehen. Passiert war folgendes: Wir hatten als Thema für den Aufsatz bekommen: „Die Rolle Friedrich des Grossen und/oder Alexander des Grossen in der Geschichte“. Die Wahl des Themas war ohne Zweifel von dem damals schon herrschenden Zeitgeist bestimmt. Das Volk, die Mehrzahl aller Deutschen, hoffte und wartete damals auf den großen Mann, der Deutschland wieder aufrichten sollte. Ich hatte die Gelegenheit benutzt, um in meinem Aufsatz den entgegengesetzten Standpunkt darzulegen. Als zum mündlichen Examen in die Aula gerufen wurde, hatten der Zensor und

die Prüfungskommission meinen Aufsatz auf dem Tisch vor sich liegen. Oberstudiendirektor Dr. Fürsen, mein Deutschlehrer, begann das Verhör: „Sie haben in diesem Aufsatz geschrieben: „Die großen Männer sind die Eckensteher der Weltgeschichte.“ Meine Antwort: „Nein, hier steht: "Georg Büchner sagt, die großen Männer sind die Eckensteher der Weltgeschichte““. Ich hatte meinen Aufsatz mit diesem Zitat des von mir bewunderten, aber damals in Deutschland nicht sehr bekannten Dramatikers eingeleitet. Es half nichts. Ich kam kaum mehr zu Wort. Ich hatte ja in der Oberprima im Unterricht die Sowjetunion und den Kommunismus verteidigt, und jetzt war dieser Aufsatz der schließliche Beweis für meine Unreife und die fehlende Eignung, das Abitur zu bekommen. Im vergangenen Schuljahr hatten weder er noch unser von mir sehr verehrter Geschichtslehrer, Dr. Waschinsky, meine spätpubertären revolutionären Ansichten ernst genommen, kritisiert oder mit schlechten Zensuren belegt, aber jetzt im Abitur sollte offenbar ein Exempel statuiert werden. Draußen auf dem Flur vor der Aula standen die, die nach mir zur mündlichen Prüfung sollten, und hörten das laute, zornige Schreien Dr. Fürsens. So verbreitete sich das Gerücht von diesem ungewöhnlichen Abitur schnell über die ganze Schule und einen Teil der Kieler Bevölkerung. Ich konnte diese Behandlung natürlich nicht hinnehmen. Die Beschwerde meines Vaters im Ministerium hatte Erfolg, und die Zensuren in meinem Abiturzeugnis wurden korrigiert, aber doch nicht so, wie ich sie ohne dieses Intermezzo hätte haben sollen.

Am 12.März 1928 bekam ich also das Reifezeugnis mit der Gesamtzensur „Genügend“, statt der erwarteten „Gut“ oder „Sehr gut“, etwas was ich bis heute dem Kieler Gymnasium nicht habe verzeihen können, auch wenn es für meine spätere Laufbahn keinerlei Bedeutung hatte.

Ich wollte natürlich studieren. Aber meine Eltern waren sich nicht darüber einig, ob sie mein Studium an der Universität finanzieren könnten. Mein Vater meinte, er könne nicht noch ein zweites Studium finanzieren. Mein Bruder Paul war ja noch nicht fertig und lebte zuhause. Meine Mutter löste das Problem, indem sie 60 Mark monatlich von ihrem Haushaltsgeld von 220 Mark für meine Studienkosten abzweigte. Sie versuchte jedoch, mich zu überreden, Theologie

zu studieren. Weil ich in Dagebüll geboren war, hätte ich dann sehr wahrscheinlich ein Stipendium bekommen. Außerdem hoffte sie, dass ich dann Pastor in Nieblum werden könnte. Es war schon immer ihre Hoffnung gewesen, dass einer ihrer Söhne einmal in dem schönen Pastorat in Nieblum wohnen würde. Mit Religion hatte das nichts zu tun. Sie war im Gegensatz zu meinem Vater nicht religiös. Mit meinem Vater hatte ich nie besprochen, was ich studieren sollte. Als er nun mein Abiturzeugnis sah, stand darin: „Paulsen will Rechts- und Staatswissenschaft studieren“. Er wurde sehr ernst, als er das las und nahm mich mit auf einen langen Spaziergang. Dabei sagte er, man müsse damit rechnen, dass Deutschland vor Beendigung meines Studiums entweder faschistisch oder kommunistisch werden würde. Ein Jurist würde dann entweder mit seinem Gewissen Kompromisse machen oder seinen Beruf aufgeben müssen. Er meinte, ich müsse einen Beruf wählen, mit dem ich in jeder Gesellschaftsordnung und in jedem Land leben könne, im Dschungel in Afrika sowohl wie in jeder Großstadt. Ich wählte daher eigentlich gegen meinen Willen, Medizin, obwohl ich am liebsten Staatswissenschaft studiert hätte, um Politiker werden zu können. Dass mein Vater Recht gehabt hatte, zeigte sich ja später. Als ich 1936 auf dem Hauptbahnhof in Stockholm ankam, wollte ein aristokratisch aussehender älterer Mann mit einer Gepäckträgermütze meinen Koffer tragen. Ich konnte hören, dass er Deutscher war und erfuhr später, dass er ein Oberlandesgerichtsrat Dr. Mautner aus Berlin war. Für einen deutschen Juristen gab es keine andere Stellung in Schweden, während ich als Mediziner sofort eine gute Stellung bekam. Da dachte ich mit Dankbarkeit an den guten Rat meines Vaters im Jahre 1928.

Es gab noch jemanden, der auf die Wahl meines Studiums Einfluß nehmen wollte. Das war meine damalige Freundin Wilmalouise. Sie wollte, dass ich das kürzest mögliche Studium wählte. Das war die pädagogische Hochschule und der Lehrerberuf oder auch das zahnärztliche Studium. Keines davon kam für mich in Frage, und so hörte unsere Verbindung auf. Sie heiratete dann bald nach ihrem Schulabgang ihren Klassenlehrer und wurde also mit 19 Jahren „Studienrätin“, statt selbst zu studieren. Die Ehe dauerte nicht lange. Sie

heiratete dann einer bulgarischen Seeoffizier in Kiel, mit dem sie nach Varna zog, wo er später Admiral und Chef der bulgarischen Flotte wurde.